



Predigt in der Markuskirche Hannover zum Operngottesdienst "The Greek Passion" beim 39. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Hannover

Dr. Petra Bahr

Ein alter Mann bricht zusammen und liegt am Boden. Hinter ihm die abgerissenen Gestalten seiner Dorfgemeinschaft, Kinder, Frauen, Männer, abgemagert, mit Gesichtern, wie sie Flucht und Vertreibung zu allen Zeiten in die Haut gegraben haben: die inneren Bilder der Gewalt, der Geruch verbrannter Leiber, Vergewaltigung, der Hunger, die Trauer um den Verlust geliebter Menschen zeigt sich da, wo Menschen ihr Menschsein zeigen. Im Gesicht. In den Händen ein kleines Bündel der Habseligkeiten, die geblieben sind von dem, was einmal Heimat war. Der Geistliche, der auch der Anführer dieser herumirrenden Menschengruppe ist, bittet seinen Bruder im Amt, den Priester eines anderen Dorfes, um Erbarmen. Dieser Geistliche hatte gerade noch die Rollen für das Passionsspiel verteilt, das diese andere Dorfgemeinschaft aufführen möchte. Das ist ein intensiver Augenblick in der Inszenierung der „Greek Passion“ in der Oper in Hannover. Für mich ein Schlüsselmoment, der die ganze Inszenierung trägt. „Erbarme Dich“, singt der geistliche Führer des Dorfes, Fotis, mit Blick auf die Leidensgemeinschaft, für die er sich verantwortlich fühlt. Er bittet mit den Worten der christlichen Liturgie seinen geistlichen Amtskollegen um Hilfe – und durchbricht die Passionsspielroutinen der Vorbereitung durch die Passion seines Dorfes. Manche Figuren lassen sich vom Elend der Geflüchteten berühren. Sie bringen Essen, Trinken und warme Tücher. Die Erstversorgung als Form selbstverständlicher Zuwendung. Der Priester jedoch, dieser pastorale Intendant des Passionsspiels, reagiert kalt – und streut ein böses Gerücht. „Es ist die Cholera, nicht die Schwäche, die den alten Mann hat zusammenbrechen lassen.“ Das Regiment der Angst und der Vorbehalte beginnt. Die Szene ist deshalb so zentral, weil beide Dorfgemeinschaften wie die beiden Priester einander spiegelbildlich gegenüberstehen. Die Vertriebenen sind den Menschen in dem heilen Dorf in jeder Hinsicht ähnlich, so wie die Priester einander ähnlich sind. Vertreibung und Gewalt hätte auch ihr Dorf treffen können. Die gleiche Sprache, die gleiche Religion, die gleiche Nation, die gleiche Kultur. Doch in diesem Moment schon beginnt das Einanderfremdwerden. Das Dorf, das sich mit Akribie, Begeisterung und kritischer Reflexion die Rollen der biblischen Passion zumutet, muss jetzt zeigen, dass dieses Rollenspiel Folgen für ihr Leben in der Gegenwart hat. Sonst bliebe das Passionsspiel ein harmloses Spiel eines geschichtlichen Stoffes. Aus den Gleichen werden Ungleiche, aus den Vertrauten Fremde. Die Erbarmungslosigkeit, mit der der eine Priester dem anderen Priester die kalte Schulter zeigt, ist auch deshalb berührend, weil beide den Ruf „Herr, erbarme Dich!“ in jeder Sonntagsliturgie singen. Nur scheint dieser Ruf für den einen nur eine religiöse Routine zu sein. Für den anderen geht es ums Überleben seiner Gemeinschaft.

„Erbarmen“, das ist kein alltägliches Wort. Es ist aber in der deutschen Sprache kaum ersetzbar. Mitleid haben wäre die mögliche Ersetzung. Darum geht es im Tiefsten. In der Mitleidensfähigkeit zeigt sich, dass Menschen einander als Gleiche, als Nahe, als Verwandte ansehen können. Doch das Wort „Mitleid“ hat einen schlechten Ruf. Es klingt entweder harmlos oder als eine Geste von oben herab. Die Mitleidensfähigkeit in ihrer Tiefe, die dieses „mit“ als unauflösbare Verbindung deutet, hören wir nicht mehr. Im alten Wort „Erbarmen“ geht es genau darum. Um diese Art existenzieller Zuwendung, um das Gesehenwerden mit den Bedürfnissen, die zu einem menschlichen Leben gehören. Auf Erbarmen sind wir angewiesen. Im Wort Erbarmen kommen Großzügigkeit und Gnade zusammen, eine Fähigkeit, das Verbindende, das, was im Anderen als Möglichkeit steckt, entdecken zu können. Deshalb steht der Ruf „Kyrie, eleison“ am Anfang eines jeden christlichen Gottesdienstes, als Ortsbestimmung des Menschen und als Wunsch, als Klage, als Flehen, als Sehnsucht, als Erinnerung, als Eingeständnis. Gott, erbarme Dich! Sieh uns an in unserer Not, in unserer Angst, in unserem Unvermögen, unseren Geiz an Liebe, an Zuwendung, an Vergebungsbereitschaft. Die biblische Passionsgeschichte ist die Entfaltung dieses Gotteseerbarmens. Liebe als Passion ist diese Kraft, die im Antlitz des Anderen die Gegenwart Gottes vermutet. Die Oper führt uns mit ihren Figuren vor Augen, wie leicht es ist, in der eigenen Rolle zu bleiben, angsterstarrt oder machthungrig, verführbar durch Gerüchte und

Bequemlichkeit. Deshalb endet die Geschichte auf der Bühne auch nicht gut. Aber alle im Zuschauerraum sehen und hören: Die Geschichte hätte anders enden können. Das „Happy End“ wäre möglich. Nicht das Schicksal, nicht eine unverhinderbare Tragik, kein Veto der Götter. Am Ende wird die Figur, die Jesus spielen soll, wirklich ermordet. Die Passionsgeschichten überlagern sich und wirken fort. Die Geflüchteten sind gezwungen, weiterzuziehen. Das ist keine unabänderliche Logik, kein Missverständnis, das sich zur Katastrophe ausweitet. Diese Dynamik treibt in der Oper ja oft auf unnütze Tode zu. In „The Greek Passion“ sieht das Publikum dabei zu, wie Menschen sich von ihrer Angst manipulieren lassen – von einem Religionsvertreter auch, dem es in Wahrheit um Macht über die Herzen geht, von falsch verstandener Selbstbehauptung, von der Suche nach Anerkennung, von Feigheit, von Dummheit, von Bequemlichkeit. Man möchte auf die Bühne rennen und die Figuren schütteln: Erbarmt Euch doch. Ihr seid einander so gleich. Eine Menschengemeinschaft. Doch in diesem Moment wird auch deutlich: Ich bin ja gemeint. Um mein Erbarmen geht es in erbarmungslosen Zeiten. Es gibt keinen Grund, mich aus dem Publikum heraus moralisch über die Figuren zu erheben, die sich so kleinherzig zeigen, so wenig bereit, über sich hinauszuwachsen. Ich bin selbst so eine. Kleinlich. Ängstlich. Manipulierbar. In meinen Überzeugungen zu sicher. In meiner Bequemlichkeit zu träge. Für mich gehört diese Einsicht zur Grunderfahrung meines Glaubens. Ich bin des Erbarmens bedürftig. Ich lebe aus dem Erbarmen, dem Mitleid Gottes. Um in den Anderen, den Nahen und den Fernen, den Fremden und den Fremdgemachten das Angesicht Gottes zu sehen, brauche ich Gottes Großzügigkeit und die stete Erinnerung daran, wer ich bin und wer ich sein könnte. Diese Fähigkeit zum Erbarmen-Können ist keine Naturbegabung. Sie braucht die Mahnung und das Vorbild, die Erinnerung, die Erfahrung und Räume des Einübens. Das Erbarmen ist auch nicht immer leicht in Politik umzusetzen. Einfache Lösungen für komplizierte Gemengelagen und moralische Überheblichkeit sind eine Versuchung eigener Art. Ohne Erbarmen verliert sich das Menschsein im Menschsein. Das zeigt sich an der Art, wie Menschen einander schikanieren – in sozialen Netzwerken und in Teeküchen. Das zeigt sich in der Art, wie Menschen einander ignorieren, um sich vor dem Schmerz im Gesicht des Anderen zu schützen. Das macht einsam und krank. Ohne Erbarmen sind wir verloren. Die Antwort auf das „Kyrie eleison“ ist im Gottesdienst der Zuspruch: Du bist erbarmungswürdig. Du bist des Erbarmens würdig – des göttlichen und des menschlichen. Daran erinnert zu werden, ist der Grund aller Liturgie. Deshalb feiere ich Gottesdienst. Deshalb gehe ich in die Oper.